

Illustrierte Zeitung für Kleine Leute



Die „billige Ganne“.

Der Weg zum Himmel.

Idylle von Sacher-Masoch.

(Schluß.)



a standen die beiden Kinder nun an dem Ufer des Teiches und sahen die Sonnenfunken auf demselben ziehen, und sahen den Garten aus weißen Wasserlilien und Seerosen, den die Nixen auf dem feuchten Spiegel erbaut, und sahen die silberhellen Fische zu ihren Füßen auf dem Grunde spielen und endlich sahen sie auch ein feuriges Antlitz, das sie, aus dem Wasser heraus, aufmerksam zu betrachten schien.

Das Mädchen deutete furchtsam mit den schwarzen Augen hin, der Knabe aber lächelte erfreut. „Das ist die Sonne,“ flüsterte er, „die muß es doch wissen, die fragen wir.“

„Frage also.“

„Frau Sonne, sei so gut und sag' uns doch, wo steht der Regenbogen auf der Erde und wo das Schlüsselchen mit Edelsteinen gefüllt?“

Die Sonne lächelte freundlich, aber auch sie gab keine Antwort. Die Kinder blickten sich an und gingen stille weiter. Bald gesellte sich ein fröhlicher Wanderer, der unermülich plaudernde Bach, zu ihnen. Er sprang übermüthig bald über große Steine, bald über die herabhängenden Zweige der Weiden, hier küßte er eine Blume, dort strich er spaßhaft einer bemoosten Baumwurzel um den langen wirren Bart; und da er ein Gespräch anknüpfen zu wollen schien, so sprachen denn die Kinder mit ihm.

„Sprich Du,“ sagte Männchen.

„Soll ich zu ihm auch Herr Baron sagen?“ fragte das Schwesterchen.

„Wie Du willst.“

„Herr Bach, wo laufen Sie denn so geschwinde hin?“ begann die Kleine. Der Bach plauderte weiter, aber sie verstanden seine Sprache so wenig, wie die des singenden Vögels. „Herr Bach,“ fuhr Männchen fort, „besuchen Sie vielleicht den Herrn Regenbogen? Sind Sie so gut und nehmen Sie uns mit.“ Der Bach gab keine Antwort, aber er nahm sie mit bis zu dem schönen Schloß, das mitten in

einem englischen Parke stand, und sprang hier, mit einem Male, über künstliche Felsen in die Tiefe hinab.

Die Kinder folgten seinem schäumenden Sturz, durch dicht verschlungene Ranken und Zweige, von wilden Rosen gestochen und von silbernen Tropfen bespritzt, und als sie auf den gebahnten Weg hinaustraten, da schrieten sie Beide vor Glückseligkeit auf, da war, in einer dunkeln Nische aus Tannen und Föhren, der brausende Wasserfall verborgen, der seine Wellen dann eilig zwischen schlanken weißen Birken dem nahen Walde zutrieb, und da war auch der Regenbogen, seine sieben Farben zitterten funkelnd auf dem feuchten Mantel, den der stürzende Bach über die Felsen gebreitet hatte, hier berührte er die Erde. Sie näherten sich und jetzt erst erblickten sie eine schöne bleiche Frau, die sich fröstelnd in einen Ueberwurf von Purpursammet schmiegte, der mit blendendem Hermelin ausge schlagen war, und wie verloren in die Ferne blickte, wo die Sonne unterging, während ihre weiße Hand, ohne es zu wissen, eine Rose zerpflückte, deren Blätter die silbernen Wellen entführten.

Die Kinder warfen sich vor ihr auf die Knie und erhoben bittend die Hände. „Sag' uns, steht hier das Schlüsselchen mit Edelsteinen gefüllt?“ fragte das Mädchen.

„Sag' uns, wo ist der Weg zum Himmel?“ fragte der Knabe.

Die schöne Frau sah sie erstaunt an, erstaunt und traurig. Dann warf sie die Rose weg, faltete die weißen Hände sinnend in ihrem Schooße und seufzte.

„Wo ist der Weg zum Himmel? Sag' es uns doch.“

„Ich wollte, ich wüßte es selbst,“ gab sie leise zur Antwort und blickte wieder in die Ferne, in die rothen flammenden Abendwolken.

Die Kinder sahen sie groß an, dann küßte das Mädchen den Saum ihres Kleides und der schöne Knabe führte den schwellenden Hermelin

ihres purpurnen Ueberwürfes an die Lippen und Beide zusammen schlüpfen rasch Hand in Hand durch das Dickicht und schritten eilig dem Walde zu, denn es begann mehr und mehr zu dunkeln.

„Weißt Du auch, wer die schöne Frau war?“ fragte der Knabe.

„Wer war sie denn?“

„Eine Fee.“

„Du hast recht, Männchen, eine Fee und was für eine schöne Fee.“

Sie kamen jetzt in den Wald und gingen auf dem sammteneu Moose zwischen grauen rauschenden Eichen, mit jedem Schritte wurde es dunkler, sie begannen sich zu fürchten und hielten sich fest bei den Händen. Von Zeit zu Zeit ließ sich das Klopfen eines Spechtes vernehmen, oder das Rascheln einer Schlange im dürren Laub, sonst war es still und unheimlich im weiten schwarzen Forst. Die Kinder irrten in demselben hin und her, bis sie in der Ferne zwei Lichter erblickten, die ihnen den Weg zu weisen schienen. Es waren die leuchtenden Augen eines Fuchses, der auf Raub ausging, und von ihnen verleitet, verließen sie den Holzweg, auf dem sie sich befanden, und standen plötzlich einer hohen düsteren Felswand gegenüber.

„Hier muß es sein,“ sagte Leska.

„Ich will einmal rufen,“ erwiderte ihr Bruder.

„Rufe also, Männchen.“

„Ist hier der Weg zum Himmel?“ rief der Knabe laut, und die Felsen gaben wirklich Antwort, aber diese Antwort war nur eine höhnische Frage.

„Himmel!“ wiederholte das Echo, dann war und blieb wieder Alles still.

Traurig wollten die Kinder ihren Weg fortsetzen, als unerwartet aus dem Fenster einer kleinen Kapelle ein greller Lichtstreifen vor ihre Füße fiel, so daß das feuchte Moos wie mit blühenden Perlen bestreut erschien, und ein alter Mönch, ein Körbchen mit Kräutern am Arme, vor ihnen stand. Er sah sie nicht minder verwundert an als sie ihn.

„Was sucht Ihr hier?“ fragte er freundlich.

„Den Weg zum Himmel,“ sagten sie.

Der alte Mönch nickte dreimal wehmüthig mit dem Kopfe, von dem Haar und Bart wie

Schnee niederflossen. „Den Weg zum Himmel,“ wiederholte er dann sanft lächelnd, „ich suche ihn seit mehr als fünfzig Jahren und wer kann mir sagen, ob ich ihn auch gefunden habe?“

Die Kinder fürchteten sich vor seinen eingesunkenen geisterhaften Augen mehr als vor der Finsterniß und eilten weiter, ohne sich umzusehen. Die grüne Wand des Waldes theilte sich jetzt vor ihnen und sie kamen zu einem weiten Sumpf, rathlos blieben sie stehen. Eine Rohrdommel seufzte im Schilf, ein Käuzchen ließ sich vernehmen und dann huschte ein Irrlicht aus dem feuchten Dickicht hervor, blieb aufrecht stehen und schien sie anzusehen.

„Soll ich es aureden?“ fragte der Knabe leise.

„Sieh nur, sieh, es grüßt uns,“ sagte das schwarze Schwesterchen.

Wirklich machte das feurige Männchen ein tiefes Kompliment.

„So grüßen wir es auch.“

Die Kinder verneigten sich und das Irrlicht verneigte sich und so nahm das Komplimente machen kein Ende, bis der Mond über die schwarze Baumwand gegenüber zu ihnen niederblickte.

„Guter Mond,“ rief das Mädchen, „willst du uns vielleicht sagen wie wir wieder nach Hause kommen?“

An den Weg zum Himmel dachten sie nicht mehr.

Aber der Mond blieb stumm und so ängstlich sie auch suchten, sie fanden den Weg nach Hause ebensowenig wie den Weg zum Himmel, die Nacht überraschte sie im Walde. Müde und schläfrig ließen sie sich auf dem weichen Moose zu den Füßen einer hundertjährigen Eiche nieder und schlummerten Schulter an Schulter ein.

Die goldenen Sterne bewachen sie bis zum Morgen und vielleicht auch ihr Schutzengel.

Die Sonne war aufgegangen, als sie leise durch den Zaun schlüpfen und durch den Garten dem rothen freundlichen Dache des Elternhauses zueilten.

„Wo seid Ihr denn gewesen?“ fragten der Vater und die Mutter, welche in große Betrübniß durch das Verschwinden ihrer Lieblinge versetzt waren und Boten nach allen Richtungen gesandt hatten, um die Kinder zu suchen. Jetzt

nun aber waren sie glücklich über die Rückkehr derselben.

„Mutter, wir haben den Weg zum Himmel gesucht,“ riefen sie, „aber wir haben ihn nicht gefunden.“

„Nur wenn ein Engel kommt,“ sagte die Mutter, „und trägt uns hinauf, können wir in

den Himmel gelangen, aber dann können wir nicht mehr zur Erde zurück.“

„Da wollen wir doch lieber bei Dir bleiben, Mutter,“ riefen die Kinder, „und bei dem Vater, der uns so schöne Geschichten und Märchen erzählt.“

Kaiser Alexander II. von Rußland.

Von G. Saquet.

Selten nur hat in Deutschland ein Ereigniß, welches außerhalb seiner Gränzen sich zugetragen, so allgemeines Aufsehen erregt; selten nur eine Kunde von außerhalb so viel Trauer und Schrecken verursacht, als diejenige von dem entsetzlichen Ende des Kaisers Alexander II. von Rußland, am 13. März d. J. Er, einer der wohlwollendsten Herrscher, welche jemals auf einem Throne gesessen haben; er, welcher, wie nur je ein Monarch, bestrebt war, sein Volk glücklich zu machen: er ist inmitten eben dieses Volkes, inmitten treuer Wächter, ermordet worden! hingemeuchelt in einer Weise, wie man sie sich schrecklicher und nichtswürdiger gar nicht denken kann! Mit Recht durchhallt daher ein einiger Schrei des Entsetzens und der Entrüstung nicht bloß Rußland, sondern auch unser deutsches Vaterland von einem Ende zum andern. Sicher wird es Euch, meine jungen Freunde, erwünscht sein, etwas Näheres über den Herrscher zu erfahren, dessen Name jetzt in Aller Munde ist; und so will ich Euch denn im Nachstehenden seinen Lebensgang und Herrschertätigkeit in der Kürze mittheilen.

Der so jäh seinem Volke und dem Leben Entrissene wurde am 29. April 1818 — nach dem in Rußland gültigen „alten“ oder „griechischen“ Kalender, welcher um zwölf Tage hinter dem unsrigen zurücksteht, am 17. April 1818 — zu St. Petersburg geboren; und zwar als ältester Sohn des damaligen Großfürsten und spätern Kaisers Nikolaus. Seine Mutter war die preussische Prinzessin Charlotte, die älteste Tochter Friedrich Wilhelms III. und der

unvergeßlichen, leider ihrem Volke schon so früh entrissenen Königin Luise. Er war somit der Nefte, und zwar der älteste Nefte unseres Kaisers und Königs.

Seine ersten Lebensjahre verbrachte der Prinz (oder, wie man in Rußland sagt, „Großfürst“) im Anitschkow'schen Palais zu St. Petersburg, welches sein Vater, so lange er noch Großfürst war, bewohnte. Seine ursprünglich schwächliche Körperkonstitution und schwankende Gesundheit kräftigte sich hier unter der sorgsamsten Pflege seiner zärtlichen Mutter bald in so erfreulicher Weise, daß ihm schon im sechsten Lebensjahre der erste Unterricht erteilt werden konnte. Als zu Weihnachten 1825 sein Vater in Folge des Ablebens seines (erheblich älteren) Bruders Alexander I. den russischen Kaiserthron bestieg, wurde der Prinz „Cäsarewitsch“ oder „Großfürst-Thronfolger“. Auch verließ er jetzt die Stätte seiner Geburt; denn mit der Throngelung ihres Hauptes siedelte die Familie nach dem „Winterpalais“ über, jenem großartigen Prunkbau, welcher die gewöhnliche Residenz der russischen Selbstherrscher bildet, während sie die (in dem hochnordischen St. Petersburg spärlich bemessene) „schönere Jahreszeit“ zumeist in dem, drei Meilen südlich von der Hauptstadt belegenen, prachtoollen Lustschlosse Zarskoj-Selo zubringen. In diesen beiden Residenzen nun — ab und zu auch in der alten Zaarenstadt Moskau — verlebte der Cäsarewitsch an der Seite seiner Eltern und Geschwister, nur wenig berührt von äußeren Ereignissen, eine längere Reihe von Jahren.

Da er durch seine Geburt zum bereinstigen Herrscher eines Reiches bestimmt war, welches

an Ausdehnung seines Gleichen auf Erden nicht hat oder jemals gehabt hat — reichen seine Grenzen doch vom nördlichen Eismeere bis zu den Steppen der Mongolei und von der Ostsee und Weichsel bis zum ochotskischen Meere —, so waren seine Eltern beflissen, ihm eine gediegene, zu seinem künftigen Berufe ihn vorbereitende Bildung geben zu lassen. Der junge Kaisersproß wurde demnach auf ihr Geheiß von geschickten Lehrern in mancherlei Wissenschaften, Künsten und Sprachen sorgfältig unterrichtet, und erwarb sich namentlich in der Weltgeschichte und in neueren Sprachen schätzenswerthe Kenntnisse. Dabei bewies derselbe — im Gegensatz zu dem soldatisch-strengen und verschlossenen Sinne seines Vaters — schon frühzeitig einen milden, am Geschick Anderer innig theilnehmenden Charakter.

Um seine wissenschaftliche, aus Büchern geschöpfte Bildung durch Selbstschauen zu vervollständigen, machte der kaiserliche Jüngling eine größere Reise durch verschiedene Länder Europa's. Nach deren Beendigung vermählte er sich an seinem 23. Geburtstage mit der Prinzessin Maria, der schönen, erst siebzehn Jahre zählenden Tochter des Großherzogs Ludwig II. von Hessen. An ihrer Seite führte er ein glückliches Familienleben; während des größeren Theiles des Jahres im Anitschkow'schen Palais, während des schöneren im Schlosse Gatschina, ein paar Meilen südlich von Petersburg, sich aufhaltend. Seine Zeit theilte er zwischen den Freuden dieses Familienlebens und zwischen den mannigfachen Geschäften, welche die mancherlei hohen Civil- und (namentlich) Militair-Aemter ihm auferlegten, mit denen sein kaiserlicher Vater ihn bekleidet hatte. Doch nahm er an den verschiedenen Kriegen, welche letzterer in den vierziger und fünfziger Jahren führen ließ (im Kaukasus, in Ungarn und in der Krim), persönlich nur wenig Antheil.

Am 2. März 1855 starb, ganz unerwartet, Kaiser Nikolaus I. Der bisherige Cäsarewitsch ward nun an seiner Statt Kaiser von Rußland, König von Polen und Großherzog von Finnland. Er bestieg den Thron unter sehr schwierigen Umständen. Der große Krieg, welchen Rußland seit Jahresfrist gegen die Türken und die vereinigten „Westmächte“ (Frankreich, Groß-

britannien und Sardinien) zu führen hatte, tobte noch in voller Stärke und nahm die Kräfte des Reiches auf das Außerste in Anspruch. Daneben beschäftigte auch noch der Kampf gegen die wilden Bergvölker des Kaukasus die russischen Waffen in unliebsamer Weise. Seinem Reiche die ihm so nöthige Erholung zu verschaffen, schloß der Kaiser unter leidlichen Bedingungen Frieden mit den Türken und den Westmächten; gegen die Tscherkessen und die andern kaukasischen Gebirgsstämme aber setzte er den Kampf bis zum Frühling 1864 fort, wo auch der letzte dieser Stämme sich ihm unterwarf. Später kämpften seine Generale mit Glück gegen verschiedene kleinere mittelasiatische Herrscher, in Folge dessen ein ansehnlicher Theil der Tatarei — daneben von China die Mandtschurei — an Rußland kam.

Nach glücklicher Beendigung der mittelasiatischen Händel — durch welche ansehnliche, wenn allerdings auch nur spärlich bevölkerte Länderstrecken erworben wurden — ruhten die russischen Waffen durch acht Jahre; dann aber kündigte Kaiser Alexander II. der Türkei Krieg an. Nicht aus Eroberungs- oder Kriegslust — diese war seinem milden Herzen gänzlich fremd, — sondern um seinen bedrängten Glaubensbrüdern, den von den Osmanen schwer gedrückten Bulgaren, Hilfe zu bringen. Dieser Krieg, an welchem der Kaiser persönlich Antheil nahm, endete für Rußland und die Bulgaren durchaus günstig; letztere wurden frei.

War sonach die Regierung Alexanders II. nicht ohne kriegerischen Ruhm, so tritt dieser doch weit zurück gegen denjenigen Ruhm, welchen der Kaiser sich als umsichtiger Neugestalter der Verwaltung seines weiten Reiches, wie als Gesetzgeber und Wohltäter seines Volkes erwarb. Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier all die Anstalten und Einrichtungen desselben aufzählen, durch welche er dessen Bildung, sowie das Wohl des Ganzen und des Einzelnen förderte, mancherlei Noth und Uebelständen abhalf. Nur Eines sei hier speziell erwähnt: seines Hauptwerkes und Hauptverdienstes. Es ist dies die Freigebung des Bauernstandes. Beim Regierungs-Antritte Alexanders II. schwachtete noch der größte Theil des russischen Bauernstandes in den Banden der „Leibeigen-

schaft“, d. h. der auf adeligen Gütern angeessene Landmann mußte nicht nur dem Besitzer des Gutes, zu welchem er gehörte, neben den staatlichen Steuern noch eine besondere Abgabe zahlen, sondern er mußte ihm auch Hand- und Spanndienste leisten. Dabei mußte er sich noch mancherlei Druck und Willkür von Seiten seines Gutsherrn, dem auch das Recht der körperlichen Züchtigung zustand, gefallen lassen. Dieser Zustand that dem milden Herzen des Kaisers wehe; er hob deshalb, schrittweis damit vorgehend, die Leibeigenschaft der herrschaftlichen Bauern auf und stellte sie seinen übrigen Untertanen gleich. Diese große That, durch welche er vierundzwanzig Millionen Gefnechteter eine menschenwürdige Existenz schuf, reißt Alexander II. den größten Wohltätern der Menschheit an, macht seinen Namen unsterblich. Mit Recht wird er dafür noch in späten Jahrhunderten gepriesen werden.

Und doch sollte dieser wahrhaft edle Monarch, welcher so Vieles für sein Volk gethan, so viel Gutes gestiftet, so viele Thränen getrocknet und dafür von Millionen gesegnet ward, durch Menehelnord enden! Er fiel als das Opfer fluchwürdigster Bosheit einer im Dunkeln schleichenden Partei, welche nicht nur den Umsturz des Thrones, sondern den aller gesellschaftlichen Verhältnisse in Rußland erstrebt. Seit Jahren schon trachteten sie (sie nennen sich „Nihilisten“) nach seinem Leben. Sechsmal schützte Gott dasselbe vor ihren verruchten Anschlägen; jetzt hat er es zugelassen, daß das Bubenstück gelang, daß der gütigste, wohlmeinendste Herrscher, der je auf Rußlands Throne gesessen, qualvoll durch Mörderhand endete! Dunkel sind die Wege des Höchsten; wer vermag sie zu ermessen? wer darf sein Walten meistern? Nur schauern und klagen dürfen wir ob des ungeheuren Frevels.

— — — — —

Hier hält die „billige Hanne“ feil. Wer kaufen will, versuch' sein Feil!

Von C. Lausch.

(Zu dem Bilde Seite 161.)

„Meine Herrn und meine Damen
Und alle, die zum Markt herkamen
Treten Sie näher, hier sind zu sehen
Die schönsten Dinge und zu erstehen
Für wenig Geld; ja, meiner Tren!
Ich sprech' es aus ganz ohne Scheu:
Verschenkt halb werden hier die Sachen,
Und was man zahlt, ist fast zum Lachen.
Ha, ha! Sehn Sie sich Alles hier nur an,
Denn Puppen, Bälle, Hampelmann,
Pferd und Soldat und was sodann
Man sich nur Schönes wünschen kann,
Ist bei der „billigen Hanne“ zu kaufen,
Es braucht Niemand vorbei zu laufen.
Sie, junger Herr, und Sie, Fräulein,
Kommen Sie heran, es soll Ihr Schade nicht
sein!

Wünschen Sie die Puppe, junger Herr?“
„Ach nein, die Puppe mag ich nicht haben,
Denn Puppen schicken sich nicht für Knaben,
Reichen Sie mir etwas anderes her,

Den Mann hier, oder das Pferd dort oben!
Die Puppe wird Schwester Gretchen sich loben.“
„Ach ja, die Puppe! Was kostet diese?“
„Ganz billig. Doch schau'n Sie nur die Füße,
Wie hübsch beschuht! Wie nett das Kleid,
Nicht zu kurz, nicht zu lang, nicht zu eng, zu
weit!

Fein angezogen fünf Mark, Fräulein,
Ich müßt' nicht die „billige Hanne“ sein!“
„Wie? hab' ich denn recht verstanden: Fünf
Mark?

Fünf Mark, billige Hanne? Das wär' doch
stark!“

„Zu theuer? Ha, ha! Ich will nicht prahlen,
Doch anderswo müssen Sie dreifach zahlen
Und bekommen halb so gute Waare;
Doch daß ich mir jedes Wort erspare!
Steht Ihnen die Puppe nicht an, Fräulein,
So zahlen Sie nichts, dann bleibt sie mein.“

Das Fräulein bewundert den Redefluß
Der „billigen Hanne“ und immer muß

Es nach dem großen Hute schau
Und nach dem Gesicht darunter. Traum!
„Ist das Nachbars Rätchen, die so viel spricht?“
„Na freilich! Kennst Du denn Rätche nicht?“
Gibt Paul zur Antwort und mahnt sofort:

„Sprich, Schwester, Du doch auch ein Wort,
Sollst sehen, sie gibt die Puppe Dir!“
Das macht dem Rätchen gar viel Plaisir.
Es reicht die Puppe hin und im Nu
Gibt sie dem Paul das Pferdchen noch zu.



Der Eskimohund.

Von A. Schiborr.

Überall, wo der Mensch seine Wohnung aufgeschlagen, findet man auch seinen treuen Begleiter, Wächter und Gehilfen, den Hund. Gilt der Hund schon in wärmeren Ländern als eines der nützlichsten Hausthiere, dem der Mensch seine Pflege und auch einen Theil seiner Liebe zukommen läßt, so ist er für die im kalten Norden hausenden Völker zum unentbehrlichsten Thiere geworden. Für alle seine Dienste wird ihm aber hier im Norden weder Pflege, noch die Liebe seines Herrn zu theil. — Der Eskimohund, mit welchem Namen man den Hund des Nordens bezeichnet, bringt sein ganzes Leben in der Knechtschaft und unter dem Joche zu. Nur der kurze Sommer macht eine Ausnahme hiervon. In diesem läßt ihn der Eskimo frei. Für seinen Lebensunterhalt mag er in dieser Zeit selbst sorgen. Die Fische der Flüsse, die er geschickt zu fangen weiß, bilden dann seine einzige Nahrung, und doch füttert er sich mit diesen so an, daß er ein ganz wohlgenährtes Aussehen erhält. Im Herbst fängt ihn der Eskimo mit List ein und bindet ihn an Pfähle in der Nähe seiner Wohnung an. Von dieser Zeit beginnen die Leiden des armen Thieres. Durch Hunger treibt man ihm zunächst das Fett vom Leibe, damit er nicht engbrüstig und zum Laufen und Ziehen untauglich werde. Bald ist er zum schrecklichen Gerippe abgemagert. In faulen, getrockneten und verschimmelten Fischen besteht jetzt seine Nahrung, wie sie auch die seines Herrn mit wenigen Abwechslungen ausmacht. Durst, Fußtritte, Peitschenhiebe und Schimpfworte sind der einzige Lohn für seine anstrengenden Leistungen, denn der Eskimo betrachtet ihn

nur als Werkzeug. Von Anhänglichkeit und Liebe zu seinem Herrn ist da natürlich keine Rede; im Gegentheil, die Hunde, die listig und verschlagen sind, suchen sich ihrer Peiniger auf jede Art zu entledigen, um ihre Freiheit zu erlangen, wie wir weiter unten sehen werden. Außer als Wächter, als Hüter seiner Heerden und als Jagdgehilfen, benützt ihn der Eskimo und Kamtschadale als Lastträger und Zugthier. Auf längeren Jagdzügen in den Gebirgen muß mitunter ein Hund bis zu 30 Pfund tragen. Sechs und acht Hunde ziehen auf einem Schlitten 5—6 Personen mit ihrem Gepäck im Gesamtgewicht von 6 sogar 8 Centner an einem Tage bis 10 Stunden weit. Natürlich müssen sie dann gut gefüttert werden und stets ordentlich ausgeruht haben. Bei geringer Last sind sie in diesem Falle kaum zu zügeln. Sie durchlaufen auf ebener Bahn in einer Stunde fast zwei Meilen. Auf der Jagd ruhen sie nicht eher, bis sie das flüchtige Renthier erreicht haben und der Jäger es erlegen kann. Bei der Bären-, Seehunds- und Otterjagd sind sie dem Eskimo unentbehrlich, vertheidigen ihn in der Gefahr sogar mit ihrem Leben.

Als Zugthiere sind die Eskimohunde an ihrem richtigen Plage, denn mit Pferden würde man im Norden nur in der kurzen Zeit des Sommers reisen können, was natürlich bequemer wäre als mit Hunden; aber im Winter kann man die Pferde nicht verwenden, weil sie durch die Schwere ihres Körpergewichtes durch den gefrorenen Schnee brechen und stecken bleiben, während die Hunde mit Leichtigkeit über denselben wegläufen und außerdem auch ausdauernder sind als Pferde. Vier Hunde, selten mehr, spannt man an einen Schlitten, wenn nur

zwei Personen reisen. An ein höchst primitives Krummet wird ein Strick gebunden, den man mit dem andern Ende an den Schlitten befestigt. Hieran ziehen die Hunde. Einer ist Führer und Leiter der anderen. Unterwegs gerethen gewöhnlich bald ein paar in Streit, die übrigen betheiligen sich daran und im Handumdrehen ist eine tolle Rauferei im Gange. Das Kleingewand verwirrt sich und der Lenker muß, nachdem er durch einige kräftige Peitschenhiebe die Ruhe wieder hergestellt hat, die Hunde abspannen und das Gefährt zur Weiterreise erst in Ordnung bringen. Es ist überhaupt eine schwere Arbeit und keine Leichtigkeit mit einem solchen Schlitten zu fahren; denn da die Hunde niemals einen geraden Weg verfolgen, wird das Fahrzeug hin- und hergeworfen und geräth in Gefahr umzustürzen. Der Lenker hat dabei seine ganze Geschicklichkeit aufzubieten,

mit Hilfe eines Stockes den Schlitten im Gleichgewichte zu erhalten. Die Hunde gehen oft darauf aus, gleichsam als ob sie sich verabredet hätten, an Abhängen den Schlitten durch Umwerfen von dem darauf befindlichen Gewichte zu befreien, um nicht weiter ziehen zu müssen. Zerbricht der Schlitten, so haben sie ihre Absicht erreicht. In Wäldern wird durch das nahe Beieinanderstehen der Bäume die Fahrt gefährlich und Unglücksfälle kommen daher häufig vor. Auch die selten zufrierenden und leicht aufthauenden Flüsse fordern nach den Schneegestöbern bei wenig Vorsicht manches Opfer.

Sturmwinde und Schneewehen unterbrechen die Fahrten und Reisen, obgleich die Hunde trotz des dicht fallenden Schnees gut sehen können und die Richtung des Weges kennen, auch wenn sie ihn nur einmal gemacht haben. Der Führer sucht sich eine geeignete Stelle zur Lagerstatt, die aus weiter nichts als aus einer Höhle im Schnee besteht. Die Hunde sind seine einzigen Retter; sie legen sich still um ihn herum und verhindern durch ihre Körperwärme, daß er erfriert.

Der Schlittenführer hat nur darauf zu achten, daß die Schneedecke nicht zu dicht wird und ihn erstickt. Zwei Tage und oft noch länger sieht sich der Eskimo gezwungen in dieser Lage auszuharren.

Die Hunde, welche später ziehen sollen, werden gleich von der Geburt an dazu bestimmt, es sind die kräftigsten und stärksten. Sobald sie sehen können, bringt man sie mit der alten Hündin in

eine Grube, wo sie Niemanden zu Gesicht bekommen, bis sie erwachsen sind. Man spannt sie dann mit anderen des Ziehens kundigen Hunden zusammen und läßt sie alle Tage einen kurzen Weg machen, sperrt sie aber dann jedesmal wieder ein. Da sie durch dieses Verfahren im höchsten Grade schen geworden sind und nichts weiter kennen als Ziehen, so geben sie sich dieser ihrer Aufgabe mit Aufbietung aller Kräfte hin. Das Fell des Eskimohundes gibt nach seinem Tode für den Eskimo ein gutes Pelzkleid ab.



Der Eskimohund.

Windmühlen in der Nähe von Rotterdam.

Von L. Vier.

Das kleine Bild bringt ein Stück holländischen Lebens und Treibens zur klaren Anschauung. Der im Vordergrund befindliche größere Kahn ist mit vier Frauen besetzt, welche ihre ländlichen

Produkte, Kartoffeln, Gemüse, Salat und dergleichen nach Rotterdam zu Markte bringen wollen. Der Bootsführer drängt mit seiner Stange den Kahn nach dem Ufer, von wo aus noch Waaren aufgenommen werden sollen. Seine kurze Pfeife schmauchend steht der Landmann mit echt holländischem Phlegma zu, wie die Frau im Kahne bemüht ist, den gefüllten Sack an Bord zu heben. Auf dem in den Kanal hineingebauten Vorsprunge ist eine Frau mit Waschen beschäftigt. Nahe am jenseitigen Ufer des Kanals

steht ein größeres, neuerbautes Schiff, welches die Zimmerleute zum Stapellaufe rüsten. Es ist eine Dreckschuit (Ziehschiff), auf welchem man Passagiere und Waaren zur Stadt befördern will. Seine zwei Masten ragen hoch empor, erreichen aber dennoch nicht die Höhe der inmitten des Bildes befindlichen Windmühle

mit ihren zur Hälfte ausgeführten Flügeln. Der ziemlich heftig wehende Wind hat das Aus-thüren der Flügel nothwendig gemacht. Hätte der Müller unterlassen dies zu

thun, so würde die Gewalt des Windes die Flügel und durch diese die Räder in der Mühle zu rasch bewegen, rascher, als es für das feine Mahlen des Getreides rätlich ist. Der untere Theil der Mühle ist aus soliden Steinen aufgeführt, nur die oberste Haube, an und in der sich die Mühlwelle mit ihren vier Flügeln befindet, ist dreh- und stellbar, denn die Windmühlensflügel müssen stets dem Winde entgegen gerichtet werden. Auch ein Krahn ist da oben angebracht, mittels dessen der Müller die ihm gebrachten vollen Getreidesäcke zu sich in seine Müller-



Windmühlen in der Nähe von Rotterdam.

stube emporhebt. Eine solche Mühle, welche nur in ihrem oberen Theile drehbar ist, heißt nach ihren Erfindern „holländische“ Windmühle. Auch bei uns zu Lande sind dergleichen Mühlen zu finden, viel häufiger ist jedoch die sogenannte Bockwindmühle vertreten, welche auf einem Baltenfuße steht, durchaus nur von Holz hergestellt

ist und als ganzes Gebäude dem Winde entgegen gerichtet werden kann.

Nirgends sieht man so viele Windmühlen, als in Holland. Worin dies seinen Grund hat, selbt Ihr sogleich erfahren. Nicht umsonst nennt man Holland auch das Königreich der Niederlande. Ja, der ganze Staat besteht nur aus niederem Lande, in welchem die Flüsse nur träge dahinschleichen und die vielfachen Kanäle gar keine Bewegung zeigen. Wassermühlen anzulegen ist bei solchem trägen Flusslaufe ganz unmöglich und mußte man dafür einzig und allein die Kraft des Windes zu den verschiedensten Mahlanlagen in den Dienst nehmen. Bei der Stadt Saardam (auch Zaandam genannt) sind 1000 Windmühlen. Der Verkehr innerhalb des Landes geschieht fast ausschließlich zu Wasser auf Kanälen. Die Wege und Landstraßen zeigen sich nie so, wie bei uns, von Fuhrwerken aller Art belebt, wohl aber sind an den Markttagen der Städte alle Dreckschuiten und Fahrzeuge auf den Kanälen und Flüssen von Menschen dicht besetzt, welche zu Markte wollen oder von dort her nach Hause zurückkehren. Besonders lebhaft ist dieser Verkehr in der Nähe von Rotterdam, der zweitgrößten Stadt Hollands, welche mit ihren 120 000 Einwohnern gar viel täglich braucht, was ihr denn auch alles per Kahn zugeschafft wird. Rotterdam, obgleich fünf Meilen weit vom Meere gelegen, treibt bedeutenden Seehandel. Es liegt da, wo das Flüsschen Rotte in die Maas mündet. Bekannt ist der berühmte Gelehrte Erasmus von Rotterdam, welcher im Jahre 1536 zu Basel starb. Ein Standbild in Erz ehrt sein Andenken.

Kein Volk der Erde hat mit dem Meere so um seine Existenz zu ringen, als die Holländer. Nimmer müde entsendet das Meer Woge auf Woge gegen das niedere Land, um seine Herrschaft auch über die herrlich grünenden Wiesen und Triften auszudehnen; aber eben so unermüdblich und zäh setzt der Niederländer dem andringenden Elemente seine Dämme und Deiche entgegen. Durch sinnreich eingerichtete, sich selbst öffnende und schließende Thore nimmt das Meer bei der Fluth seinen Weg in die Kanäle und füllt dieselben bis zum Rande, so daß die größten Seeschiffe auf ihnen hinsegeln können. Bei eintretender Ebbe stülhet das Wasser durch

dieselben Thore wieder hinaus und trägt auf seinem Rücken die Schiffe mühelos in das offene Meer. Einer der berühmtesten Kanäle ist der nordholländische, der Amsterdam mit de Helder, der Hafenstadt der größten Schiffsriesen, welche man Ostindienfahrer nennt, verbindet. Früher mußte der Wasserweg durch den Zuider-See genommen werden, doch war dieser gefährlich genug, da der Zuider-See als ehemaliges Land viel seichte Stellen hat und durch häufige Stürme aufgewühlt wird. Doch genügte in der Folge dieser Kanal dem großen Verkehre nicht mehr, denn in Amsterdam kommen jährlich über 2 000 Schiffe an, und so grub man einen neuen Kanal, welcher von Amsterdam aus fast rein westlich geführt ist und dessen Hafen man, um in tiefes Fahrwasser zu kommen, buchstäblich in das Meer hineinbauen mußte. Auf diesem neuen Wasserwege gelangt man von Amsterdam aus binnen $2\frac{1}{2}$ Stunden in das offene Meer. Raum aber hat man die Benutzung des Zuidersees unnötig gemacht, so geht man auch bereits mit dem Plane um, den größten Theil dieses Meerbusens durch einen Damm vom Meere abzuschneiden, das Wasser auszupumpen und den Meeresboden als Acker- und Wiesenland zu benutzen. Nicht weniger als 32 Quadratmeilen beträgt die Fläche, welche man, selbstverständlich mit enormen Kosten, dem Meere abzurufen gedenkt. Ganz ähnlich ist man bei der Trockenlegung des Haarlemer Meeres verfahren und die Gewinnung von $3\frac{1}{2}$ Quadratmeilen fruchtbaren Landes hat die bedeutenden Kosten vollständig gedeckt. Auch kleinere Strecken hat man dem Meere entrisen und dem Ackerbau dienlich gemacht. Dergleichen gewonnene Strecken Meeresboden nennt man Polber. Die Bewohnerschaft solcher Polber hört über ihren Häupten die See brüllen und grollen, denn nur ein Damm schützt das tiefgelegene Land gegen das Eindringen des Meeres. Wohl sieht der Polderbauer stets mit bangem Herzen einer verheerenden Sturmfluth entgegen, aber er verläßt seine theuer erworbene, fruchtbare Scholle Landes nicht, sondern vertraut dem Schutze des Deiches, auf dessen Erhaltung er mehr als die Hälfte seines jährlichen Einkommens verwendet.

Auf dem Montblanc.

Von Karl Weiße.

(Zu dem Bilde Seite 176.)

2.

Am 5. September 1870 zog eine Gesellschaft von 11 Personen aus Chamouny zum Montblanc; es waren die Herren Randall und Beane aus Amerika, Corfendal aus England und acht Führer und Träger aus Chamouny. Glückselig gelangten sie am zweiten Tage nach dem Ausmarsch gegen 3 Uhr Mittags auf dem Gipfel an. Hier oben auf der schmalen Spitze des Berges, von welchem steil abfallende Eisfelder abwärts führen, überraschte sie ein furchtbarer Schneesturm, der sie in die Arme des Todes warf. Nicht einer der elf Männer ist am Leben geblieben, daher ein unerforschliches Dunkel auf den letzten Lebensstunden dieser Verunglückten ruht. Sobald die Gesellschaft nicht zurückkehrte, wurden Anstalten zur Auffindung getroffen. Erst nach zwölf Tagen stieß man fern vom rechten Wege auf die Leichen des Herrn Corfendal und zweier Führer; dieselben zeigten keine Spuren von Verletzungen, nur die Kleider waren etwas zerrissen. Etwas höher lagen die Leichen des Herrn Beane und eines Trägers; diese fünf Leichen waren vollständig gefroren. Von den übrigen sechs Personen ist bis heute keine Spur aufgefunden worden, vermuthlich ruhen sie tiefgebettet unter dem Eise. In den Kleidern des Herrn Beane fand man Aufzeichnungen über die Reise bis zum letzten Augenblicke. Er schreibt: „Wir haben unsern Weg verloren und sind in einer im Schnee ausgescharrten Höhle in einer Höhe von 15000 Fuß. Ich habe keine Hoffnung herabzusteigen. Wir haben kein Essen; meine Füße sind schon erfroren und ich bin ganz erschöpft.“ Dann folgen einige Mittheilungen an seine Familie und vermuthlich ist der Tod bald eingetreten, nachdem er den Seinen sein letztes Lebenswohl geschrieben hatte. Ebenfalls sind die fünf aufgefundenen Personen die schwächsten Mitglieder der Gesellschaft gewesen und sind auf dieser Höhe angekommen, während die übrigen sechs weiter gegangen und sicher in eine Gletscherpalte tief hinunter gestürzt sind. Der Schneesturm hatte

wahrscheinlich alle Pfade verweht und die Führer irre gemacht.

Wenige Tage nach diesem Unfall stürzte ein Führer mit einer Dame in eine Schneespalte; beide wurden bis heute nicht aufgefunden.

Im Jahre 1820 stiegen der russische Naturforscher Hofrath Dr. Hamel mit zwei Engländern und drei Führern zum Montblanc. Als sie beim Aufsteigen auf die Schneefelder zwischen der großen Hochebene und dem Gipfel gekommen, riß sich plötzlich in ihrer Nähe eine Lawine los, welche die Wandernden ergriff und mit in die Tiefe wälzte. Die drei Führer stürzten in eine tiefe Spalte und fanden ihren Tod, während Dr. Hamel und die beiden Engländer mit großer Mühe ihr Leben retteten und nach Chamouny zurückkamen.

Am 30. August 1874 wollte der kühne Alpenforscher Marschall mit den beiden bekannten Führern Fischer von Meiringen und Ahner von Grindelwald einen neuen Weg nach dem Montblanc suchen. Gegen Abend erreichten sie den Fresnay-Gletscher. Hier ruheten sie sich aus und traten den Weg wieder an, als der Mond aufgegangen war. Gerade um Mitternacht brach unter ihren Füßen eine Schneebrücke, die sie über eine tiefe Eispalte tragen sollte, zusammen. Marschall und Fischer stürzten dreißig Fuß tief in den Spalt und fanden schnell ihren Tod, während Ahner nicht so tief fiel, aber im bewusstlosen Zustande von dem Seile mit zur Tiefe gezogen ward, wo er bis zum Tagesanbruch lag. Erst jetzt gelang es ihm, die Spalte zu verlassen und unter großer Mühe Chamouny zu erreichen.

In der Nähe des Montblanc auf dem Col du Géant verunglückten 1860 drei junge Engländer mit eben so viel Führern und am 15. September 1873 der russische Naturforscher Professor Fedtschenko. Er wurde von einem Schneesturm überfallen und sank erschöpft nieder; seine beiden Führer verließen ihn und so wurde er eine Beute des Todes.

Man hat bereits fünfundzwanzig Menschen

zusammengezählt, welche bei der Besteigung des Montblanc ihren Tod gefunden haben, und dennoch steigen immer neue Gruppen zur Höhe; es ist der herrliche Anblick da oben gar zu verlockend. Auch sucht man immer mehr die Gefahren der Eisfelder zu beseitigen. Ueber die Schlünde werden eiserne Brücken gespannt, hie

und da sind steinerne Hütten gebaut, die den Bergsteigern ein Obdach für die Nacht gewähren. Dennoch bleibt die Besteigung des Montblanc ein höchst gefahrvolles Unternehmen, das nur von kräftigen und äußerst vorsichtigen Personen gewagt werden kann.

(Nach Simmels Spaziergängen in den Alpen.)

Elfenwahl.

Von Cäcilie Mölke.

Ich lag im Walde gebettet auf hohes duftendes Moos. Neben mir guckten neben den herrlichen Farnwebeln hier und dort die neugierigen Pilze aus der Erde und schoben das

Duft und Waldesschatten schlief ich ein. — Da fing ich an zu träumen und die wunderfamen Waldgerüche überflutheten mich so, daß ich meinte, es sei kein Traum, sondern es sei Leben, was ich da sah. Vielleicht war es auch Leben; laßt es Euch erzählen.

Es spaltete sich vor mir ein Fels und heraus trat ein würdevoller, winzig kleiner Elfenkönig. Der führte an der Hand das lieblichste Wesen, was ich je gesehen, ein zartes Elfenprinzesschen, sein Töchterchen. Ihm nach kam eine große Schaar von Hofleuten und Elfenvolf, die bauten aus Zweigen und Blumen einen Thronhimmel und zwei Thronesseln, und der Elfenkönig und sein Töchterlein nahmen darauf Platz. Da erschienen von rechts und links wieder zwei Fürsten mit Gefolge und der Platz vor mir war ganz bedeckt mit allen den wunderlichen, kleinen Geistern. Da trat der Fürst hervor, der auf der rechten Seite eingezogen war. Er trug ein über und über mit Gold und Edelsteinen gesticktes Gewand und eine funkelnde Krone auf seinem Haupte, sogar in seinem langen Bart blitzten die Diamanten. Er trat vor den Elfenkönig



welke Laub und die abgefallenen Nadeln auf die Seite, damit sie etwas Ordentliches von der Welt sahen. Ueber mir ragten gewaltige Fichten zum Himmel und verbreiteten durch ihre jungen Keime gar würzige Luft, und in dem

und sagte: „O König, weil Dein Töchterlein achtzehn Elfenjahre zählt und Du sie einem König als seine Königin zuführen willst, so komme ich und biete ihr meine Hand und mein Reich. Ich bin der König der Erdmännchen

und wie Du weißt, gar unermesslich reich. Will die wunderholbe Elfenprinzessin mein eigen sein, so will ich sie mit Gold und Edelstein überschütten!" Dabei verneigte er sich tief vor der Prinzessin und die lächelte ihm huldvoll zu.

Da trat von der linken Seite der Fürst herzu, der war in eine stählerne Rüstung gekleidet und trug einen feuerfarbenen Mantel. Er war schlank und jung, rasch und edel in all seinen Bewegungen.

"O Elfenkönig," sagte er, "auch ich komme, um Dein Töchterlein zu erringen. Ich bin der König der Feuergeister und ist mein Reich auch gewaltig und groß, so kann ich ihr doch nichts bieten, als meine schönen Flammen, die sie immerdar erleuchten und erwärmen sollen!"

Der Elfenkönig nickte zur Rede des Feuergeisterkönigs und sah sein Töchterlein fragend an. Das sah den schlanken Feuerkönig und den Erdmännchenfürsten abwechselnd an und wagte nicht zu entscheiden. Es winkte endlich einem Schmetterling, der eifrig herbeikam, und sagte den beiden

Freiern: „Sende jeder von Euch einen Boten aus, der den Schmetterling fange und mir bringt. Dem Herrn des Boten, dem das gelingt, will ich als Ehegemahl folgen.“ Da rief der Erdmännchenkönig einem Diener, den nannte er Merkur, und der Feuergeisterkönig einem Bagen, einem winzigen Buben, den nannte er Amor. Der Schmetterling flog davon, die beiden Boten ihm nach. Weil aber der Bote des Erdmännchenkönigs dummer Weise einen großen Sack voll Gold mit sich schleppte, so konnte er nicht so rasch fliegen, wie der andere, der nur ganz leichtes Gepäck bei sich führte.

Hasch, hasch, Amor griff zu und hatte den Schmetterling gefangen, den er der Elfenprinzessin überreichte.

Da gab sie mit lieblichem Lächeln dem König der Feuergeister ihre Hand. Die Erdmännchen verschwanden und auf dem leerer gewordenen Platze tanzten die Elfen den Verlobungsreigen, und als es ganz toll wurde, bin ich erwacht, denn es kroch mir eine große Ameise über's Gesicht.

Eine seltsame und wahre Geschichte.

Von Wilhelm Dehm.



Es war eine jener Nächte im Spätherbste des Jahres 18 . . . in welcher verrostete Wetterfahnen ihre melancholischen und schrillen Töne um die Wette hören lassen, in welcher ein orkanartiger Wind große Regentropfen klatschend an die Fenster trieb, pfeifend durch die entlaubten Bäume fuhr, um die Giebel der Häuser sauste und

hier allerlei seltsame und unheimliche Laute hervorbrachte, die recht wohl geeignet waren, ein banges, der Furcht nahe verwandtes Gefühl zu erzeugen: als ich in ein eine halbe Stunde von A. entferntes Städtchen in der Absicht ging, um von da mit der gegen 5 Uhr abgehenden Post nach Hanau zu fahren. Zu dem Ende verließ ich A. schon um 4 Uhr Morgens, um die Abfahrt der Post nicht zu versäumen. Den aus einer Häuserzeile bestehenden Ort hatte ich bald hinter mir, und nun konnte der Wind, dessen

Stärke immer mehr zunahm, mit jener Gewalt auf mich einwirken, die das Gehen außerordentlich erschwert. Mit Aufbietung aller Kräfte schritt ich so schnell, als ich konnte, durch Nacht, Wind und Regen. Als ich A. einige hundert Schritte hinter mir liegen hatte, erblickte ich auf der andern Seite des Thales, wo das Städtchen lag, in dessen Nähe ein Licht, das sich scheinbar langsam fortbewegte und das ich für die von B. kommende Post hielt, was sich auch später bestätigte. Um nun nicht zu spät zu kommen, beschleunigte ich meinen Gang noch mehr. In der linken Hand trug ich einen leeren Reisefack und in der rechten einen Regenschirm, den ich jedoch wegen des heftigen Windes nicht benutzen konnte. Plötzlich hörte ich in meiner unmittelbaren Nähe zur Linken ein etwas gedehntes Pfeifen, wie wenn zwei oder drei Personen gleichzeitig durch die Finger piffen — anfangs heiser, unterdrückt, gegen das Ende scharf und fein. Ich blieb augenblicklich stehen,

hielt so viel als möglich den Athem an und horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit auf eine Wiederholung der eben vernommenen Töne. Mein Horchen war vergeblich; die seltsamen und unheimlichen Töne wiederholten sich nicht. Nur das Rasen des Sturmes und einzelne schwere Regentropfen waren hör- und fühlbar. Ich setzte meinen Weg wieder fort, in der Meinung, mich in den vernommenen Tönen getäuscht zu haben, und setzte diese Täuschung auf Rechnung von Wind und Regen, oder eines nächtlichen Raubthieres. Der Sturm raste mir, als die Straße gerade eine Biegung von der linken zur rechten Seite machte, mit aller ihm zu Gebote stehenden Gewalt entgegen, und — diesmal war es keine Täuschung — ich hörte wieder dieselben Töne stärker, unheimlicher als zuvor in unmittelbarster Nähe. Wieder blieb ich stehen, sah mich nach allen Seiten um, horchte fast athemlos; aber das unheimliche Pfeifen wiederholte sich auch jetzt nicht. Da ich keine Zeit zu verlieren hatte, um längere Untersuchungen anstellen zu können, diese auch wegen der herrschenden Dunkelheit und des tobenden Sturmes nicht viel gefruchtet haben würden, so ging ich weiter. Wind und Regen und wohl auch das gehörte und mir unerklärbare Pfeifen hatten mich fast außer Athem gebracht; es war mir daher sehr erwünscht, als sich die Straße unter dem Schutze eines ziemlich hohen und bewaldeten Hügels hinzog, und ich hier einigermaßen zu Athem kommen konnte. Dem seltsamen Pfeifen nachsinnend, das ich nun zweimal gehört hatte, kam ich inzwischen an dem Hügel vorüber und an eine Stelle des Thales, wo ich über einen kleinen Fluß mußte und hier das Thal quer zu überschreiten hatte. Hier, durch nichts aufgehalten, raste nun der Sturm mit solcher Gewalt, daß ich nur die Füße aufzuheben brauchte, um von ihm fortgetrieben zu werden.

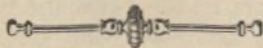
Der Mond, der im letzten Viertel stand, war eben untergegangen und nun trat eine Finsterniß ein, die kaum drei Schritte weit zu sehen gestattete. Als ich die ziemlich lange Brücke, unter

der das vom Regen sehr angeschwollene Flüsschen tobte, überschritten hatte, ging es in eine Allee von Pappelbäumen. Neugierig bogen sich diese unter der Wucht des daher brausenden Sturmes und verursachten mit diesem und dem Toben der Gewässer, welche sich hier aus verschiedenen Richtungen zusammenfanden, ein Höllen-Konzert. Da pfiß's durch dieses Säusen und Brausen neben mir in einer mark- und beinerschütternden, nicht zu beschreibenden Weise. Entsetzt fuhr ich in die Höhe und that einen Sprung auf die andere Seite der Straße, weil ich im ersten Augenblick ein Fuhrwerk mit Peitschenknall zu hören glaubte.

Während des Sprungs pfiß es abermals, doch weniger stark, als das vorige Mal, und dieses Mal so, als wenn das Pfeifen aus dem Reisefack käme. Ich öffnete diesen so schnell ich konnte, und während dieses geschah, vernahm ich das Pfeifen wieder, jedoch schwächer und tiefer, als früher. Im Reisefack fand ich nichts, was dieses sonderbare Pfeifen hervorgebracht haben konnte. Als ich ihn wieder schließen wollte, fand ich, daß der Wind mit solcher Heftigkeit durch die eiserne Einfassung des Reisefacks eindrang, daß die oben beschriebenen Töne hervorgebracht wurden, die, je nachdem die Oeffnung sich beim Tragen verengerte oder erweiterte, bald stärker, bald schwächer, bald höher, bald tiefer klangen. Das Räthsel war nun gelöst.

Wie manche Sagen und Geschichten von wüthenden und wilden Heeren und anderen Schauererzählungen mögen sich ähnlichen Ursprungs zu erfreuen haben! Furcht, Neigung zum Aberglauben, Unkenntniß der Natur und ihrer Kräfte und Wirkungen sind gewöhnlich die Ursachen derartiger Erzählungen. Ruhige und genaue Untersuchung dessen, was im ersten Augenblick räthselhaft erscheint, Kenntniß der Natur und ihrer Erscheinungen und Kräfte werden allen Spuk in nichts zerfallen lassen.

Hierzu etwas beizutragen, ist der Zweck dieser „seltsamen und wahren Geschichte“.



Das getreue Mütterchen zu Husum.

Von C. Lausch.

Zu Husum im Schleswig'schen, nahe am Gestade der Nordsee, ward einmal ein großes Eisfest gefeiert. Die See war fest gefroren. Auf der blanken Fläche aber hatten die Leute Zelte und Buden erbaut und hielten allerlei Backwaaren und warmes Getränk feil. Es war aber auch Groß und Klein aus dem Städtchen herausgekommen; was Schlittschuh laufen konnte, oder einen Schlitten hatte, was Musik und Tanz, Lied und Becherklang liebte, das war auf dem Eise und machte sich lustig. Nur ein altes Mütterchen, das vor Alter, Schwachheit und Krankheit nicht mehr recht gehen konnte, war daheim geblieben in ihrem Häuschen, welches ganz am Ende der Stadt und gerade auf dem Damme stand. Von da aus konnte sie durch die kleinen runden Fensterscheiben hinaussehen auf die Eisbahn. Wie sie nun so hinsah und gegen den Himmel blickte, bemerkte sie, daß fern im Westen ein Wölkchen heraufstieg. Obgleich der Tag schön und der Himmel sonst überall heiter und blau war, so ward doch das Wölkchen immer größer und deutlicher. Nach einer Weile war das Wölkchen eine Wolke geworden, sie wuchs zu sehends und Niemand bemerkte sie. Da belief die Alte eine namenlose Angst, denn sie war die Wittwe eines Schiffers, kannte die See und wußte, was die Wolke zu bedeuten hatte. Sie rief und winkte, aber Niemand hörte, Niemand blickte nach ihr.

„Setzt noch eine halbe Stunde,“ dachte die Alte, „jetzt noch eine Viertelstunde! Wenn die

da draußen nicht eilig von der Eisbahn heimkehren, so sind sie verloren und Husum steht menschenleer.“ Sie sah aber immer noch die Wolke, und wie diese wuchs, dunkel, schwarz, riesengroß, wie sie schon den Hauch der Thauluft spürte, da wuchs auch ihre unsägliche Angst. Warum mußte sie allein im Hüttchen daheim, warum elend und machtlos sein? Aber sie raffte sich auf, kroch auf Händen und Füßen zum Ofen, nahm einen Brand und zündete damit das Stroh ihres Bettes an. Da rettete sie sich, so gut es ging, bis vor die Thür und sah, wie bald darauf die rothe Flamme durch das Strohdach des niedrigen Häuschens brach.

Nun schallte der Ruf: „Feuer! Feuer!“ durch die Reihen der Schlittschuhläufer. Die Buden und Zelte leerten sich, alles stürzte heimwärts.

Nach wenigen Minuten aber sauste schon die lauhe Luft über die glatte Fläche, das Eis krachte und borst entzwei und thurmhoch rollte die Fluth ihre Wogen daher, als kaum die Leisten am Strande waren. In einem Augenblicke verschwanden Buden und Zelte und alle Spuren des Eisfestes in dem nassen Bette der fluthenden See.

Die gute Alte aber hatte ihren Zweck erreicht. Sie hatte mit ihrem brennenden Häuschen, das sie zum Opfer brachte, die Einwohner der Stadt hereingerrufen und vom gewissen Untergange errettet.

Gott wird ihr für diese edle That ein Obdach in seinen himmlischen Wohnungen bereitet haben.

Charade.

Von A. Schuchert.

Die Erste spricht den Namen
Des großen Meisters aus,
Der mit der Töne Zauber
Dich grüßt im Gotteshaus.

Die beiden Letzten nehmen
Die Kinder wohl zur Hand,
Drauf schreitend hin und wieder,
Bald zaghaft, bald gewandt.

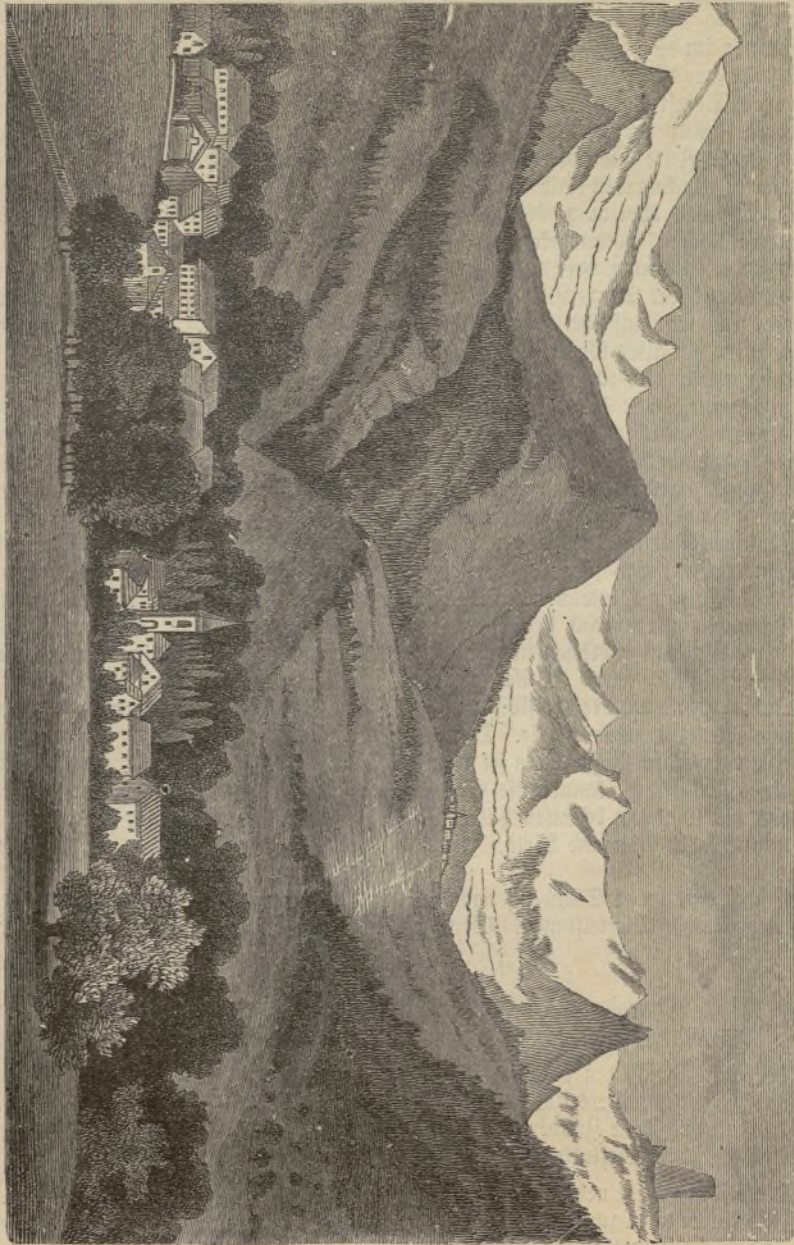
Und Vöglein sind das Ganze,
So munter anzusehn,
Als wollten sie beständig
Zum frohen Reigen gehn.

Auflösungen der Geographischen Räthsel in No. 9:

1. Elbe. 2. Hase. 3. Leine. 4. Themse, Gemse.
5. Ems. 6. Elster. 7. Ruhr. 8. Oder. 9.
Deffau. 10. Sau.

Auflösung der Charade in Nr. 9:

Kalbfell.



Die Montblanc-Kette von Pré-Saint-Dizier aus gesehen. (Siehe Seite 171.)

Redaktion und Verlag: G. Schwetsfke, Sep.-Cto., in Halle. Gebauer-Schwetsfke'sche Buchdruckerei in Halle.
Preis vierteljährlich 2 Mark. Die Bände I—XII der „Illustrirten Zeitung für Kleine Leute“ sind zum Preise von 4 Mark pro Band in allen Buchhandlungen zu haben.